

Mein Traum für die Zukunft sind kleine Häuser mit wenig Wohnungen und Gärten – dazu viele Parks und Kinderspielplätze

Das folgende Interview entstand im Rahmen des Projekts «S5-Stadt. Agglomeration im Zentrum». Nähere Informationen zum Projekt finden Sie im gleichnamigen E-Book sowie auf der Website www.s5-stadt.ch.

Link zum Video des Interviews: <http://www.s5-stadt.ch/index.php?id=20199>

Link zum E-Book «S5-Stadt. Agglomeration im Zentrum»:

http://www.s5-stadt.ch/fileadmin/ebook/s5-stadt_ebook.pdf

Judith Magos. Geboren 1920 in Budapest. Seit 1956 in der Schweiz. Wohnhaft in Dübendorf, Kanton Zürich. War bis zur Pensionierung Sachbearbeiterin in der Firma Maschinen- und Bahnbedarf AG in Dübendorf.

Ich wurde ausserhalb von Budapest geboren als Tochter einer Psychiaterin/Psychologin und eines Kinderarztes. Meine Mutter hatte während des ersten Weltkriegs ihre Oberassistentinnenstelle an der Universität verlassen und ein Heim gekauft für geistig behinderte Kinder. Der Name dieses Instituts war in Budapest ein Begriff; mein Vater war an der Leitung des Heims beteiligt. Wir wohnten in einem grossen Haus, mein Bruder und ich teilten uns das Kinderzimmer. Wir waren dort bis zu meinem sechsten Lebensjahr. Dann wurde unser Anwesen von der staatlichen Krankenversicherung beansprucht, die darauf ein Spital errichtete.

Meine Eltern mieteten ein schönes Areal mit Haus auf einem Hügel in Obuda, dem heutigen 3. Bezirk von Budapest. Das war damals noch eine ländliche Gegend – es gab noch keine Strassen. Wir hatten nur eine so genannte Parzellennummer. Das neue Institut war wiederum heilpädagogisch ausgerichtet, nahm im Sommer aber auch Kinder auf, die einfach etwas Erholung brauchten oder ihren Eltern Schwierigkeiten bereiteten.

Wenn man auf unserem Anwesen ankam, war da zuerst ein grosser Garten mit Blumenbeeten und Sitzplätzen. Es gab zwei Häuser: Im einen waren die Räume für unsere Familie, und im anderen lebten die Patienten und das Pflegepersonal. Ganz hinten auf dem Areal befand sich das Wirtschaftsgebäude mit Küche, Vorratskammer und Waschküche. Dann hatte es einen grossen Spielplatz und einen Obstgarten. Was willst du als Kind noch mehr als das? Ich konnte auf einen Nussbaum hinaufklettern, oben sitzen, lesen und ein Schmalzbrot essen.

Besonders gern erinnere ich mich an den grossen Speisesaal. Über zwei Treppen ging es hinauf in einen Alkoven – eine Art grossen Erker. Da stand mein erstes Klavier, und es hatte dort auch ein Radio, was damals etwas ganz Neues war. Ausserdem haben wir da mit allen möglichen Kindern Theater gespielt. Ein Vorhang trennte unsere Bühne vom Speisesaal, wo die Zuschauer sassen. Das Leben auf dem Land hat mich geprägt. Ich lebte in der Natur und war ein wildes Mädchen.

In den 30er-Jahren setzte die Wirtschaftskrise ein. Alles ging bankrott. Die wohlhabenden Eltern unserer Pflegekinder konnten die Kosten nicht mehr tragen. Mein Vater verschuldete sich. Eines Tages, ich kam gerade aus den Ferien bei Tante und Onkel zurück, hiess es: Wir fahren jetzt zu den Grosseltern! Da wusste ich, dass Schluss war mit unserem Institut.

Meine Eltern mieteten in Budapest eine kleine Wohnung. Ein Zimmer war die Praxis meiner Mutter, wo sie auch zu schlafen pflegte. Ein anderes Zimmer war die Praxis meines Vaters. Ein drittes Zimmer war das Wartezimmer. Und im vierten Zimmer, das auf den Innenhof hinausging, spielte sich alles andere ab. Da waren mein Bett, mein Klavier, das Schreibpult. Mein Bruder schlief in der Praxis meines Vaters, und Vater schlief im Wartezimmer. Da wusste ich, dass wir jetzt arm waren.

Aber es ging bald wieder bergauf. Die Praxis meiner Mutter füllte sich mit Patienten – sie verdiente sehr gut. Mein Vater, der sich etwas später als meine Mutter auch zum Psychoanalytiker ausbildete, hatte auch schon Patienten. Nach ein paar Jahren zogen wir in eine wesentlich grössere 5-Zimmer-Wohnung in einer schönen Gegend von Budapest.

1938 machte ich die Matura und studierte Agronomie an der Universität. Ich lernte meinen Mann Gabor kennen. Als wir Judit, unser erstes Kind, erwarteten, zogen wir in eine kleine Wohnung – nicht weit weg von meinen Eltern. Es war schon Krieg. Gabor wurde in den Arbeitsdienst eingezogen, und ich zog mit dem Baby wieder zu meinen Eltern, weil das sicherer war. Hier wohnten wir, bis die Deutschen kamen und Ungarn besetzten. Da begann eine traumatische Zeit für Leute mit jüdischer Herkunft – egal ob christlich getauft wie wir oder nicht. Mein Vater wurde deportiert und im KZ ermordet; meine Mutter, mein Baby und ich mussten von Haus zu Haus umziehen, alle mit dem gelben Stern gekennzeichnet – und entkamen dem Tod nur durch ein Wunder. Mein Mann und mein Bruder flüchteten auf abenteuerliche Weise aus dem Arbeitslager und gelangten zu den Tito-Partisanen.

Nach dem Krieg halfen wir beim Wiederaufbau des Landes mit und traten der kommunistischen Partei bei. Ich machte voll Hingabe und Enthusiasmus mit und hatte wichtige Parteifunktionen inne. Gabor, Judit, mein Sohn Miklos (*1946), meine Mutter und ich zogen in eine grosse 5-Zimmer-Wohnung in einer alten Villa in einem schönen waldigen Aussenbezirk von Budapest. 1953 kam mein Sohn Gabriel auf die Welt. Mit der Zeit gerieten mein Mann und ich immer mehr in Widersprüche mit der offiziellen Parteidoktrin. 1956 flüchtete ich mit meinen Kindern nach Wien und dann in die Schweiz.

Wie war das für Sie, als Flüchtling in der Schweiz anzukommen?

Du musstest bei null anfangen. Ich stand da mit Rucksack und drei Kindern – mein Mann Gabor kam später nach. Du kommst dir vor wie eine Bettlerin oder wie ein

Blatt, das der Wind irgendwo hin wehen kann. In Trogen hatten uns Kantonsschullehrer, die sich für Ungarn-Flüchtlinge einsetzten, wunderbar aufgenommen. Wir durften vorübergehend in einem Chalet wohnen. Es war schön geheizt, und der Tisch war gedeckt. Diesen Lehrern bin ich bis heute dankbar!

Via Zeitungsinserate begann ich, mich nach Arbeit umzuschauen. Ich wurde von der Firma Maschinen- und Bahnbedarf AG in Dübendorf als Bürogehilfin angestellt – für 600 Franken Monatslohn. Ich hatte keine Ahnung, wo Dübendorf lag. Erst als ich in Zürich ankam, beeindruckt von den vielen Autos, vom Lärm und den Lichtern nachts, realisierte ich, dass Dübendorf ein Vorort von Zürich war.

Auch von den Leuten in meiner neuen Firma wurde ich bestens empfangen. Die Firma hatte eine 3-Zimmer-Wohnung in einer neuen Überbauung gemietet für den Fall, dass sie einen Ungarn-Flüchtling anstellte. Und dieser Flüchtling war nun ich – eine Frau. Die Wohnung war mit dem Wichtigsten ausgestattet, von der Wäsche bis zu den Pfannen. Sogar an Spielsachen für die Kinder hatten sie gedacht. Auch bei der Einschulung der Kinder wurde mir geholfen und bei allen administrativen Belangen. Nach zwei Tagen begann ich, in dieser Firma zu arbeiten. Ich wurde später Sachbearbeiterin im Verkauf, leitete eine kleinere Abteilung und wurde Handlungsbevollmächtigte. Ich blieb der Firma bis zu meiner Pensionierung treu.

Wie lebte es sich in dieser Wohnung?

Es war etwas unangenehm. Wenn ich die Waschküche nicht blitzblank putzte, gab es Reklamationen. Wenn wir Klavier spielten und sangen, hiess es: Ihr macht zu viel Lärm! Wir haben jeden Morgen geduscht. Da hiess es: «Diese Ungarn duschen jeden Morgen, das gibt es doch nicht!» Manchmal wurden meine Kinder angepöbelt. Schon bald hatte ich die Nase voll: Acht bis neun Stunden Arbeit, drei Kinder, der Haushalt. Das war eine grosse Belastung.

Als mein Mann aus Ungarn nachkam, wurde es leichter. Die ganzen Einkäufe machte er – und auch die administrativen Sachen. Im Haushalt half er auch mit, so weit er konnte. Er hat ja dann auch gearbeitet und ist oft erst spät abends heimgekommen. Als wieder mal jemand reklamierte, weil wir offenbar das Treppenhaus nicht sauber genug geputzt hatten, begannen wir, uns nach einer anderen Wohnung umzuschauen. Auf der anderen Seite unserer Strasse fanden wir dann diese grosse 3-Zimmer-Wohnung, in der ich bis heute lebe.

Welches waren die Vorteile der neuen Wohnung?

Die Wohnung war moderner, die Zimmer grösser, und mit den Nachbarn gab es keine Konflikte. Die Leute waren anständig und nett zu uns. Das hatte auch damit zu tun, dass zehn Jahre nach unserer Ankunft in der Schweiz die Atmosphäre ganz allgemein offener und liberaler wurde. Die Leute waren nicht mehr so verschlossen.

Wie kamen sie mit Ihren Kindern in einer 3-Zimmer-Wohnung zu recht?

Am Morgen musste im Badezimmer immer alles schnell-schnell gehen. Keiner durfte sich vor dem anderen schämen: ab in die Dusche, dann der andere – und hopp aufs Klo! Wir haben in der Küche gegessen. Wenn man die Wohnung gut einrichtet, geht das schon für fünf Personen. Und Judit, die Älteste, war nur noch selten daheim.

Was bedeutete Ihnen Dübendorf damals?

In den ersten Jahren hatte ich fast keinen Kontakt zu Dübendorf. Ich wohnte drei Minuten von der Firma entfernt, und mein Leben spielte sich in diesem kleinen Kreis ab. Manchmal fuhren wir am Wochenende nach Zürich, um Leute zu besuchen oder ins Konzert zu gehen.

Dann traten Gabor und ich dem Kirchenchor bei, haben 25 Jahre mitgesungen und waren auch an den Chorausflügen dabei. Später ging ich zudem jede Woche turnen. Da lernte ich auch wieder neue Leute kennen. So wurde mein Bekanntenkreis grösser.

Wie fühlen Sie sich jetzt – 50 Jahre später – in Dübendorf?

Dübendorf ist jetzt mein Heimatort. Aber erst nach der Pensionierung lernte ich Dübendorf richtig kennen. Ich durchwanderte alle Quartiere. Die Natur ist nahe. Ich trete aus dem Haus und schon kann ich im Wald spazieren – dem Bach entlang. Auch begann ich, das Kulturleben von Dübendorf zu entdecken. Wenn es im Kulturzentrum «Obere Mühle» ein interessantes Programm hat, gehe ich hin. Ich bin Mitglied im Stiftungsförderungsverein. Ganz schön ist es auch im Café Littéraire. Da bin ich auch erst seit der Pensionierung dabei, weil es jeweils am Morgen stattfindet. Alle zwei bis drei Wochen kommen bis zu 40 Frauen zusammen. Man liest ein Buch gemäss dem aktuellen Jahresprogramm, das ein Frauenteam der Reformierten Kirche zusammenstellt. Jemand hält einen Vortrag über die Autorin oder den Autor, und anschliessend wird diskutiert. Ich habe mehrere Vorträge gehalten, den letzten über Winnie The Pooh.

Zurück zu Ihrer Wohnung: Was gefällt Ihnen an Ihrer Wohnung besonders gut?

Sie ist heimelig und bringt mein Wesen zum Ausdruck. Nach dem Tod von Gabor habe ich viele neue Sachen gekauft – zum Beispiel Teppiche. Das Allerbeste an dieser Parterre-Wohnung ist aber der Garten.

Früher war es eine Mietwohnung und jetzt gehört die Wohnung Ihnen.

Wie ist es dazu gekommen?

Dieser Häuserblock wurde verkauft. Der neue Inhaber wollte aus den Wohnungen Eigentumswohnungen machen. Die meisten Mieter zogen aus, weil alles total renoviert wurde. Wir sind die einzigen, die geblieben sind. Mein Mann sagte: Ich kaufe die Wohnung, aber nur unter der Bedingung, dass sie nicht renoviert wird. So konnten wir bleiben. Ich wohne recht günstig, bezahle die Hypothekarzinsen und die Verwaltung.

Hat diese Wohnung auch Nachteile?

Da sie nicht renoviert wurde, ist sie natürlich nicht mehr im besten Zustand. Das Parkett ist voller Flecken, und das ehemalige Kinderzimmer – heute mein Büro – ist trotz Doppelverglasung nicht dicht. Aber schauen Sie: Ich bin jetzt 88. Der Aufwand ist mir zu gross, alles abzuräumen und neu zu streichen. Nur schon alle diese Büchergestelle! Deshalb freut mich der Garten umso mehr. Zweimal im Jahr kommt der Gärtner, um die grösseren Arbeiten zu machen. Die kleineren Arbeiten mache ich selbst – ich kümmere mich auch um die Blumen auf dem Balkon.

Wie ist es für Sie als älterer Mensch, alleine zu wohnen?

Im Notfall habe ich diesen Knopf (zeigt auf ein Gerät am Handgelenk)! Ich muss ihn nur drücken, und bin dann über eine Gegensprechanlage direkt mit dem Roten Kreuz verbunden, wenn es mir mal schlecht gehen sollte. Das ist eine wunderbare Einrichtung. Meine Nachbarn sind hilfsbereit. Ich kann bei ihnen läuten und sagen: «Bei mir ist eine Glühbirne kaputt, und ich kann sie nicht auswechseln, weil sie zu hoch oben ist.» Da kommen sie und helfen mir.

Meine Kinder sehe ich regelmässig. Mit Judit und dem jüngeren Sohn Gabriel maile ich ständig – ich habe vor fünf oder sechs Jahren meinen ersten Computer gekauft. Mein älterer Sohn Miklos hat keinen Computer, mit ihm telefoniere ich. Alle Kinder helfen mir, wenn ich etwas brauche; aber ich bin gar nicht auf so viel Hilfe angewiesen. Jeden Samstag trifft sich die ganze Familie mit Anhang in Zürich-Oerlikon auf dem Markt. Vorgestern waren wir neun Personen. Wir sitzen im Starbucks – drinnen oder draussen – und schwatzen miteinander. Nachher gehen wir einkaufen.

Haben Sie noch einen weiteren Wohnsitz?

Durch Zufall kamen mein Mann und ich in La Palma zu einem Ferienhaus. Wir konnten für wenig Geld ein fast verfallenes Bauernhaus mit viel Land kaufen. Wir hatten etwas Ersparnes auf der Bank für die Einbürgerung. Da uns die Einbürgerung lange verwehrt blieb, sagten wir uns: Gut, mit dem Geld kaufen wir uns dieses Haus. Wir liessen das Bauernhaus schön in Ordnung bringen. Wir richteten eine Küche und ein Bad ein, aus dem Stall machten wir ein Gästehaus mit grosser Terrasse. Auf dem Land ums Haus haben wir einen Garten angepflanzt – den Garten Eden, wie uns die Besucher immer wieder sagten. 22 Jahre lang sind Gabor und ich immer ungefähr von März bis Oktober auf La Palma gewesen. Wenn die Regenzeit einsetzte, verschwanden wir für ein paar Monate in die Schweiz; dann ging's wieder zurück auf die Insel. Auch dort haben wir viele Leute kennen gelernt, mit denen ich zum Teil noch heute im Kontakt bin.

Zurück nach Dübendorf und zur S5-Stadt: Was bringen Ihnen die S-Bahnen?

Erstens tut es mir leid, dass das Tram von Zürich nicht bis nach Dübendorf verlängert wurde. Auch die S5 hält nur in Stettbach und nützt uns so nicht wirklich.

Wie sind Sie sonst mit dem öffentlichen Verkehr in Dübendorf zufrieden?

Wir haben viele Busse. Und die Busse fahren in letzter Zeit ziemlich pünktlich. Ich kann nach Stettbach fahren und nach Gockhausen und in die Badi – überall kann ich hin: auch nach Wallisellen und bis zum Flughafen Kloten. Das ist grossartig! Das einzige, was ich bemängle, ist die Zusammenarbeit zwischen der privaten Bus-Firma und der SBB. Die Züge und Busse sollten besser aufeinander abgestimmt sein. Wenn ich spät mit der S9 heimkomme, habe ich keinen Bus. Entweder ich komme mit der S14 nach Hause, die Bus-Anschluss hat – oder ich muss vom Bahnhof zu Fuss nach Hause gehen. Offenbar sind die Fahrpläne eine Wissenschaft für sich ...

Welchen Bezug haben Sie zu anderen Gemeinden entlang der S5?

Ich habe nur Kontakt mit Uster, wo ich ab und zu auf Besuch gehe. Früher ging ich mit Gabor und den Kindern viel an den Pfäffiker- und an den Greifensee. Seit ich kein Auto mehr habe, ist das schwieriger geworden.

Was wünschen Sie sich für die zukünftige Entwicklung des Siedlungsgebiets entlang der S5?

Es wäre gut, wenn der Trend zu grossen Wohnblöcken ein Ende hätte. Also – nicht mehr so schreckliche Wohnblöcke hinstellen wie zum Beispiel in Volketswil! Mein Traum für die Zukunft sind kleine Häuser mit wenig Wohnungen und Gärten – dazu viele Parks und Kinderspielplätze. Hier in Dübendorf haben wir viel zu wenig Platz für Kinder.

Ich frage mich auch, ob es gut ist, dass wir bis nach Uster ins Spital müssen. Dübendorf wird immer grösser und Wallisellen auch, vielleicht braucht es auch bald bei uns ein Krankenhaus. Ein Altersheim haben wir – und das wird sogar ausgebaut. Ich habe ein paar Mal dort alte Freundinnen besucht und habe einen guten Eindruck vom Heim. Einmal waren alle 80-Jährigen zu einer gemeinsamen Geburtstagsfeier eingeladen. Da war ich mit dabei, und das war sehr nett.

Könnten Sie sich vorstellen, im Altersheim zu wohnen?

Gott behüte mich davor! Ich könnte ja meine Bücher, Lexika, meine Pflanzen, mein Klavier, meinen Computer, mein Archiv und vieles mehr nicht mitnehmen. Meine vielseitigen Aktivitäten wären blockiert.

Interview: Heinz Nigg, Sommer 2008

Video des Interviews
doi:10.3929/ethz-a-006164642
© 2010, AV-Produktionen
Heinz Nigg, Zürich

Im Internet ist eine komprimierte
Version der Filme zu sehen.
DVDs für Vorführungen: Bezug über
AV-Produktionen Heinz Nigg.

Dieser Beitrag wurde im Rahmen des Projektes «S5-Stadt. Agglomeration im Zentrum» publiziert. Er ist Teil des gleichnamigen E-Books (doi:10.3929/ethz-a-006164305), welches das ETH Wohnforum – ETH CASE, Zürich, im Jahr 2010 in Zusammenarbeit mit dem Verlag hier+jetzt, Baden, herausgegeben hat. Das E-Book erscheint auch innerhalb der E-Collection der ETH Zürich. Dieser Dokumentenserver bietet die Möglichkeit, Forschungsarbeiten zu veröffentlichen und so einem weltweiten Publikum kostenlos zugänglich zu machen.

Zwischen 2007 und 2009 haben sich elf Forschungsprojekte mit dem Phänomen Agglomeration befasst. Das interdisziplinäre Vorhaben wurde initiiert und geleitet vom ETH Wohnforum – ETH CASE, einer Forschungsstelle am Departement Architektur der ETH Zürich. Gemeinsame Forschungsregion war ein Teil des Zürcher Metropolitanraumes entlang der S-Bahn-Linie S5. Die vom Projekt «S5-Stadt» genannte Region umfasst den Lebensraum von rund 300 000 Menschen in 27 Gemeinden und 3 Kantonen. Fragen nach einer nachhaltigen Gesellschafts- und Siedlungsentwicklung bildeten die übergreifende Perspektive.

Im Verlauf des Jahres 2010 schlugen die Forscherinnen die Brücke zur Praxis und führten den Dialog mit der Bevölkerung und Entscheidungsträgern in der untersuchten Region weiter. Dies geschah durch ein reiches Veranstaltungsprogramm, durch die Veröffentlichung dieses E-Books mit den Forschungsberichten sowie ein im Frühling 2011 erscheinendes Buch, das die breite Bevölkerung ansprechen möchte.

Projekt www.s5-stadt.ch
Leitung www.wohnforum.arch.ethz.ch
E-Collection www.e-collection.ethbib.ethz.ch
Verlag www.hierundjetzt.ch

doi:10.3929/ethz-a-006164305 (ganzes E-Book)

doi:10.3929/ethz-a-006164642 (dieser Artikel)